

# Einsamkeit oder Gemeinsamkeit [Schluss]

Autor(en): **Rheiner, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **11 (1943)**

Heft 6

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-567971>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Einsamkeit oder Gemeinsamkeit

Von Rudolf Rheiner

(Schluß)

Durch die geringschätzig Haltung der Umwelt kann der eine im Dunkeln drauflos leben, haltlos, nur an seinen Genuß denkend, daher auch gewissenlos. Der andere kann mit einem Kameraden keine dauernde Verbindung eingehen, weil die Wahrheit ihn und seinen Freund beruflich und gesellschaftlich unmöglich machen würde. So wirkt hier die „gute Gesellschaft“ zersetzend und lebenszerstörend anstatt aufbauend, weil eben das Geschlechtliche, das von jedem Menschen doch auf irgend eine Weise gelöst werden muß, sich beim Homoeroten nicht als Lebensaufgabe bewähren kann.

Man macht immer wieder die Beobachtung, daß der verheiratete Mann den Homoeroten nicht so sehr wegen seiner Veranlagung ablehnt, sondern weil er keine Verantwortung für den Liebesgefährten zu tragen hat. Sich neben eine Frau stellen, ihr seinen Namen vor der Welt geben, sich zu ihr in jeder Lage bekennen, ihr Geschick zu dem seinigen machen — das alles erfüllt den normalen Mann mit einem berechtigten Stolz und stellt an ihn täglich eine außerordentliche Anforderung. Der Homoerot dagegen, glaubt er, „drückt sich vor dieser Aufgabe“. Daß der bürgerliche Mann aber durch seine falsche Beurteilung der Kameradenliebe selbst diesen verantwortungslosen Zustand schaffen hilft, wird ihm natürlich gar nicht bewußt. Es wird heute viel von der Familie als Zelle des Staates gesprochen; man weiß nicht mehr, daß im Altertum einer der vorbildlichsten Staaten nicht die Familie, sondern die Kameradenliebe zur Grundlage hatte und daß eine umwälzende politische Form der Gegenwart nur durch eine stark betonte Homoerotik überhaupt erst möglich geworden ist. Bücher wie „Der letzte Zivilist“ von Ernst Glaeser und „Vor großen Wandlungen“ von Ludwig Renn haben diese Zusammenhänge bereits dichterisch gestaltet. Ich bin überzeugt, daß später auch einmal das wesentliche wissenschaftliche Buch diese Tatsache erkenntniskritisch behandeln wird. Der größte Teil der uns umgebenden Welt jedoch verschließt die Augen vor der Wirklichkeit der starken, mann-männlichen Bindungen, die in jedem Land, in jedem Stand für den Erkennenden wahrnehmbar sind — auch in der uns heute umgebenden Welt. —

Wie findet nun der Homoerot den Weg aus der Vereinsamung, in die er durch Vorurteil, Umwelt und eigene Blicktrübung gedrängt wird?

So wenig es zwischen Mann und Frau für alle die gleichen Lebensstraßen gibt, so wenig vermögen wir dem vom männlichen Eros Getroffenen den sicheren Weg zu weisen. Was geschieht denn, wenn die Liebe ihre Augen aufschlägt? Zwei Menschen gehen aneinander vorüber — und das große unbekanntes Es, der geheimnisvolle Strom, der zwei Menschen in den gleichen Liebeskreis bannt, hat zu wirken begonnen. Sie möchten, ja wollen sich vielleicht sogar wieder vergessen, weil verstandesmäßige Erwägungen aufkommen, die die gemeinsamen Lebensmöglichkeiten abwägen, aber das Denken kann

gegen den gewaltigen Strom nicht aufkommen. „Es zieht mich zu ihm hin“, sagt der Volksmund, und es ist wirklich eine stofflich zwar nicht meßbare, aber für jeden erlebbare Kraft, der er sich nicht mehr zu entziehen vermag. Ein Funke hat gezündet, der nicht lenkbar ist, eine Kraft hat gewirkt, die außerhalb unserer Macht liegt. Aus diesem Grunde werden Konflikte und Enttäuschungen auch niemals „lenkbar“, also niemals vermieden werden können. So lange es Menschen gibt, wird es immer wieder Liebende geben, die auf keine Gegenliebe stoßen, Pole, bei denen der Funke nicht zündet. Albert H. Rausch hat dafür in seinem schönen Roman „Eros anadyomenos“ eine gültige Formulierung gefunden. Ein Fremder spricht auf einem nächtlichen Spaziergang in Rom einen jungen Mann an, erwartet von ihm als selbstverständlich, daß er seine Einladung annimmt und — erhält eine klare Absage. Ihm bleibt nur die Erkenntnis. „Wir alle, Abenteurer der Seele, wissen von der Seele nichts... Sonst würden wir nicht immer solche Verwechslungen begehen und solche Niederlagen erleiden... Wir haben keinen Begriff mehr von der Zeit, die zum Reifen gehört.“

In diesen Worten scheint mir für sehr viele unserer Kameraden — wie für den heutigen Menschen überhaupt — der Kern der Vereinsamung zu liegen. Wir rechnen nicht mehr mit dem ganzen Menschen, nur mit einem Teil von ihm, der aber ohne den andern keine Lebensbeglückung darstellt und notwendigerweise einmal in die Vereinsamung führen muß. Eros ist immer der Gott des Körpers und der Seele, er ist die Einheit, nicht das eine oder das andere. Wer beide Pole trennen will, wird immer eines Tages Schiffbruch erleiden — und sei es auch nach Jahrzehnten!

Zeit zum Reifen, erkennen, daß eine Liebe wachsen muß, daß alles Wachsende gepflegt werden muß wie ein Keim, der im guten Erdreich zum Leben erweckt ist, das ist ein Bewußt-Sein, das Vielen abhanden gekommen ist, und das im Grunde genommen doch manchem Dasein die Ziellosigkeit und die Hoffnungslosigkeit nehmen könnte. Zum Reifen gehören Vertrauen und Mut, Vertrauen, daß auch ein kleiner Zweig einmal Blüte und Frucht tragen kann, Mut, Bedenken und Vorurteile aus dem Wege zu räumen. Eines jedoch ist sicher: die Liebe zwischen Kameraden kann nie eine geruhsame Ehe werden, die schlecht und recht weiter geschleppt wird. Dort, wo die Gefühle erlahmen und das Nebeneinander nur noch quälend wird, bleibe es sinnlos, wie eine „unauflösliche Ehe“ die Gemeinsamkeit aufrecht zu erhalten. Der Mann ist eine kämpferisch-geistige Natur, die beim Geschlechtsgenossen Spannungen sucht und will, auch wenn er zum Liebesgefährten geworden ist. Männer, die sich nur anschwärmen, kritiklos, täglich auf dem Postament stehen, zu dem der Weihrauch des Andern emporsteigt, bleiben lächerlich, auch unter Homoeroten. Wir lieben an unseren Kameraden das Gegensätzliche, das zur Spannung Reizende. Daher sieht der Außenstehende manchmal homoerotische Verbindungen, die ihm unverständlich erscheinen. Der Gelehrte, dessen denkerische Kraft eine geistige Welt schafft, die Hunderttausenden

des Volkes ein verschlossenes Buch bleibt, liebt einen einfachen, jungen Mann dieses Volkes, umgibt ihn mit einer scheuen, männlichen Zärtlichkeit, die dem Fernstehenden nur ein Kopfschütteln abzwingt. Der Direktor eines großen Werkes, das eine Unsumme täglicher Konzentration und durchdachter Organisation verlangt, kann einem Arbeiter verfallen sein, mit allen Fasern seiner Liebeskraft an ihm hängen, weil er in ihm den Ausgleich findet für seine tägliche Nervenkraftprobe. Der Kunstsammler fühlt sich zu einem Handwerker hingezogen, der kaum die Namen der großen Meister je gehört hat, deren Werke die Räume des Freundes zieren.

Diese Verschiedenheit ist, ich möchte sagen, beinahe typisch für homoerotische Verbindungen. In diesem Spannungsmoment, das von Anfang an gegeben ist, liegt, so seltsam es klingen mag, die Gewähr der Dauer der körperlich-seelischen Spannung, wenn der unlenkbare Funke des Eros einmal gezündet hat. Beide Pole versuchen sich zu durchdringen, zu ergänzen. Beide Gefährten erleben eine ganz eigenartige, rauschhafte Freude darin, den andern in seiner Welt beobachten zu können, sich fern zu wissen und doch immer wieder im Letzten sich mit dem Menschen „aus dem andern Reich“ zu verbinden. Es ist eine bekannte Tatsache, daß gerade Freunde aus so auseinanderliegenden sozialen Schichten zu den glücklichsten mann-männlichen Verbindungen gehören können. —

Sicher gibt es auch Freundespaare aus der gleichen Lebenssphäre, dem gleichen Milieu; gewiß ist aber auch, daß dann das „Reizvolle“, das Spannungsverhältnis in einer andern Weise trotzdem besteht, sei es körperlicher oder seelischer Natur. Der römische Kaiser Hadrian liebt den Hirten Antinous; der häßliche Bildhauer Buonarrotti wirbt um den schönen Granden Cavalieri; der Ritter Richard Puller erleidet in Zürich den Feuertod wegen seiner Liebe zu dem jungen Diener Antor Schärer — die Liste der Gegensätze könnte durch die Jahrhunderte bis auf unsere Tage fortgeführt werden. Wir erkennen daraus, daß sich im Spiel und in der Kraft unserer Liebe in Jahrtausenden nichts geändert hat. Der Mann, der dem Manne verfallen ist, erlebt das Schicksal in seiner Liebe wie ehemals. Der Ältere wirbt um den Jüngeren, der Häßliche um den Schönen, der Geistige um den Primitiven. Er sucht die andere Welt, die ihm mangelt. Er sucht sie, und erwählt sie, um das Gleichgewicht wieder zu finden, zwischen Oben und Unten, zwischen Geist und Gefühl. Er sucht den Punkt, wo er Du sagen kann zur Welt, zur Gottheit; er sucht die Brust, an die er heimkehrt von Irrfahrt und Mühsal und lebendiger Tat. —

Einsamkeit oder Zweisamkeit? Die Antwort kann nur Gemeinsamkeit heißen, Gemeinsamkeit, die wir immer suchen müssen, trotz Enttäuschung, trotz Erniedrigung. Einsamkeit führt fast immer ins Dunkle, ins Ausweglose, wenn das Du nicht bereits hier schon im jenseitigen erwählt wurde. Gemeinsamkeit führt auch durch Tränen in die Helle eines sinnvollen Daseins, weil der Wille, dem Andern Gutes zu tun, das einzig Sinnvolle dieses Daseins bleibt. Und am Ende des Weges wird die Frage an uns gewiß nicht heißen: warst Du glücklich oder unglücklich in

Deiner Liebe, sondern sie kann nur heißen: hast Du geliebt?, nicht im Durchschnittlichen, abgebrauchten Wortsinne, sondern: hast Du mit der ganzen Kraft deines Herzens um Deinen Gefährten gekämpft und gelitten?

Die Antwort muß jeder einmal selber geben.

---

## Joh. Joachim Winckelmann

### Zum 175. Todestag

Der große deutsche Archäologe und Zeitgenosse Goethes wurde am 8. Juni 1768 in Triest von dem Erpresser Arcangeli ermordet.

Winckelmann ruht auf dem Campo santo in Aquila, Italien.

Goethe hat sich mit dem Problem der gleichgeschlechtlichen Liebe vor allem in der 1805 erschienenen Schrift: „Winckelmann und sein Jahrhundert“ beschäftigt: Hier heißt es:

„Waren die Alten, so wie wir von ihnen rühmen, wahrhaft ganze Menschen, so mußten sie, indem sie sich selbst und die Welt behaglich empfanden, die Verbindung menschlicher Wesen in ihrem ganzen Umfange kennen lernen. Sie durften jenes Entzückens nicht ermangeln, das aus der Verbindung ähnlicher Naturen hervorspringt. Auch hier zeigt sich ein merkwürdiger Unterschied alter und neuer Zeit. Das Verhältnis zu den Frauen, das bei uns so zart und geistig geworden, erhob sich kaum über die Grenzen der gemeinsten Bedürfnisse. Das Verhältnis der Eltern zu den Kindern scheint einigermaßen zarter gewesen zu sein. Statt aller Empfindungen aber galt ihnen die Freundschaft unter Personen männlichen Geschlechts, obgleich auch Chloris und Thyia noch im Hades als Freundinnen unzertrennlich sind. Die leidenschaftliche Erfüllung liebevoller Pflichten, die Wonne der Unzertrennlichkeit, die Hingebung eines für den andern, die ausgesprochene Bestimmung für das ganze Leben, die notwendige Begleitung in den Tod setzen uns bei Verbindung zweier Jünglinge in Erstaunen; ja man fühlt sich beschämt, wenn uns Dichter, Philosophen, Redner mit Fabeln, Ereignissen, Gefühlen, Gesinnungen solchen Inhalts und Gehalts überhäufen.

Zu einer Freundschaft dieser Art fühlte Winckelmann sich geboren, derselben nicht allein sich fähig, sondern auch im höchsten Grade bedürftig; er empfand sein eigenes Selbst nur unter der Form der Freundschaft; er erkannte sich nur unter dem Bilde des durch einen Dritten zu vollendenden Ganzen. Frühe schon legte er dieser Idee einen vielleicht unwürdigen Gegenstand unter; er widmete sich ihm, für ihn zu leben und zu leiden; für denselben fand er selbst in seiner Armut Mittel, reich zu sein, zu geben, aufzuopfern, ja er zweifelt nicht, sein Dasein, sein Leben zu verpfänden. Hier ist es, wo sich Winckelmann, selbst mitten in Not und Druck, groß reich, freigebig und glücklich fühlt, weil er dem etwas leisten kann, den er über alles liebt, ja, dem er sogar, als höchste Aufopferung, Undankbarkeit zu verzeihen hat...